Zeitschrift: Aarburger Neujahrsblatt
Band: - (1976)

Artikel: Bilder aus alter Zeit
Autor: Müller, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-787827

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bilder aus alter Zeit

Im illustrierten Schweizer-Kalender für das Jahr 1850 finden wir einen amüsanten Bericht über eine Belagerung von Aarburg, den der damalige «Kalendermacher» seinen Lesern zum Besten gab. Er führt uns in die Zeit des zweiten Freischarenzuges zurück, und es ist sicherlich nicht abwegig, wenn die sehr bildhafte Schilderung unsere heutige Generation wieder etwas Einblick in die damaligen Geschehnisse nehmen lässt.
Der Schweizerische Bilderkalender, wie er zuerst hiess, wurde 1839 vom Oltner Kunstmaler Martin Disteli ins Leben gerufen. Leider starb Disteli am 18. März 1844 an Brustwassersucht. Der «Disteli-Kalender» war aber in weiten Gegenden unseres Landes bereits zu einem Begriff geworden, und erreichte eine Auflage von 26000 Exemplaren. Leute aus seinem Freundeskreis waren dann für den Fortbestand des wervollen Kalenders besorgt. Ein Blick in einen Disteli-Kalender zeigt, dass der Geist, der aus diesen vergilbten Blättern spricht, vom Laufe der Zeit unberührt in seiner ursprünglichen Frische zum Leser spricht. Die unsterblichen Karikaturen Distelis auf die gesellschaftlichen und politischen Missstände seiner Zeit würden auch heute noch, wenn sie wieder erscheinen würden, manche Eiterbeule zum Platzen bringen. Als Kostprobe streuen wir einige Bilder ein.
Nachfolgend kommt nun der damalige Kalendermacher zum Wort.

H. Müller, Olten

Belagerung von Aarburg

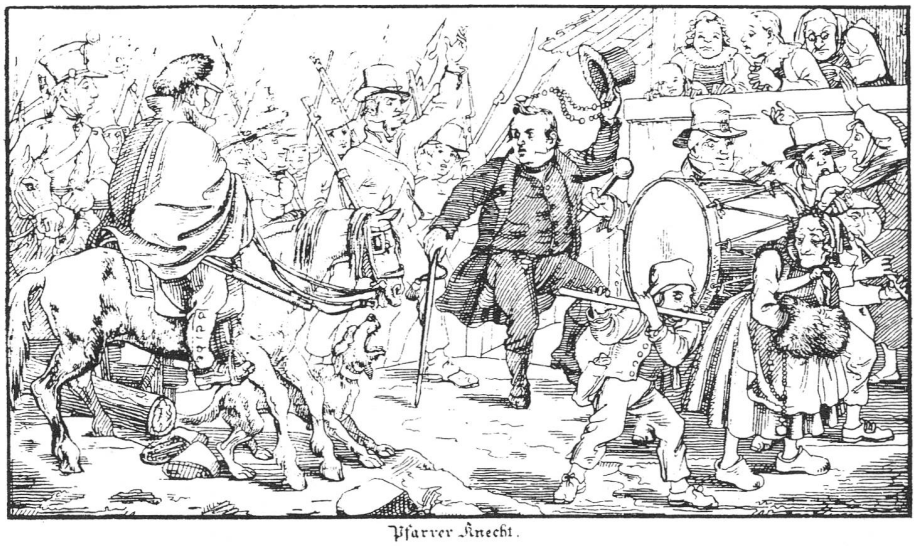
Der Kalendermacher kommt so ziemlich in der löblichen Eidgenossenschaft herum, wenn das Jahr lang ist. Da passt er denn hübsch auf, was die Leute einander erzählen, und hört dann gar viele g'scheide und wieder gar viele lustige Sachen; die schreibt er in seine Brieftasche, um sie seinen Lesern wieder zu erzählen für die langen Winterabende auf der Kunst oder auf dem Ofenbänkle.
So kommt er denn eines Tages auch nach Olten, einem feinen Städtchen, wo viele gute Singvögel, aber auch viele lustige Vögel zu Hause sind. Und weil es denn ein etwas heisser Tag war, so beschloss der Kalendermacher einzukehren bei seinem guten Freund in dem viereckigen Häuschen an der Brücke, wo man einen famosen Wein trinkt, der weit und breit unter dem Namen Vitriol bekannt ist. Er setzt sich also in die Ecke beim grünen Ofen und diskurirt allerlei über das neue Zollgesetz und den Görgey, über die Erdäpfelkrankheit und die Militär-Capitulationen. Da ging es auf einmal: Bum, Bum, Denneredededede — und wiederum Bum. Was Teufels haben denn die Aarburger heut wieder zu kanoniren? fragte ein reisender Regenparasolkrämer, der ebenfalls seinen Vitriol trank. «Sie feiern heut wahrscheinlich ihr Jugendfest», belehrte ihn mein Freud. — Oder hat etwa wieder eine Armee Schwarzbuben den Born besetzt, um die Festung zu belagern und werden nun von den Aarburgern mit Vogelflinten beschossen? fragte lachend ein anderer.
Die ganze Gesellschaft fing laut an zu lachen, so dass der Kalendermacher sich bemüssigt fand zu fragen, was es denn wäre mit diesen belagernden Schwarzbuben. Ja, das ist eine kurzweilige Geschichte; die wollen wir Ihnen schon erzählen; aber Ihr müsst uns versprechen, sie nicht in den «Postheiri» setzen zu lassen, sonst werden die Aarburger fuchswild. Der Kalendermacher legte das verlangte Gelübde ab, das er auch, wie seine Leser bemerken werden, treulich gehalten hat, und nun fing die Gesellschaft an zu erzählen.
«Es war zur Zeit des zweiten Freischaarenzuges. — Mancher liebe Freund war am Sonntag nach Zofingen gezogen, wo sich die Zuzüger aus unserer Gegend sammeln sollten. Das war ein Jubel und Gejauchze bei dem kleinen Hause vorbei den ganzen Tag! Wer immer die stämmigen, gut bewehrten Männer sah, der sagte: Diessmal muss es gehen.
Sonntags Nachts marschirten sie von Zofingen weg, und jetzt wurde es auf einmal in der ganzen Gegend so still, wie an einem Bettag. Kein Mensch und kein Thierlein kam aus dem Kanton Luzern heraus. So verging der ganze Montag. Nachts war dieses Stübchen hier voll; aber Niemand wollte ramsen oder binokeln, sondern jeder wartete auf Nachricht aus dem Luzernerbiet. Allein kein Aestchen rührte sich; nur gegen Dagmarsellen sah man um Mitternacht eine Röthe, die jeder nach seinen Herzenswünschen erklärte. Um 1 Uhr fuhr ein Kachelifuhrmann von der Closs her. «Was machen sie im Luzernerbiet?» schrie ihn Alles an. «He, es geht so zwische dure. Dreimal haben die Freischaaren den Gütsch stürmen müssen und 1000 Mann verloren; aber jetzt halten sie ihn besetzt; die Landstürmler sind zerstreut. Hü, Lisi!» «Nun ist es gewonnen, athmeten die Gäste auf; denn

wenn sie den Gütsch haben, müssen die Luzerner das Gewehr strecken. Es ist freilich traurig, 1000 wackere Bursche dabei zu verlieren; aber wir haben es vorausgesagt, es werde nicht so leicht gehen, wie ein Aepfelputzer.»

Am frühen Morgen stieg ein bewaffneter Reiter vor der Pinte ab; es war ein Solothurner Cavallerist, der mitgezogen war. «He, haben wir es gewonnen? Du reitest Staffeten, woher kommst?» «Direkte aus dem Renggloch», erwiderte der Angeredete. «Wir hatten nach kurzem Gefechte die Thorenberger-Brücke passirt und rückten gegen Luzern vor. Die Cavalleristen wurden zurückgelassen, um das Renggloch zu besetzen. Es wurde Nacht; wir hörten nichts mehr von unsern Leuten; Landstürmler schlichen hervor und schossen auf uns; versprengte Freischaaren berichteten, Alles sei verloren und fliehe. Da sassen meine Kameraden auf und ritten heim, und ich bin natürlich auch mitgeritten.» «Und der Gütsch; Ihr habt ja den Gütsch?» «Das weiss ich nicht», sagte der Cavallerist, bestieg sein Ross und trabte weiter. «Dem ist nicht zu glauben; er hat aus Angst bei Zeiten Pech gegeben und will sich nun entschuldigen. Unsere Sache steht doch gut», machten die Gäste unter sich aus.

Mir aber wurde ganz enge ums Herz; es litt mich nicht länger zu Hause. Als die Sonne aufgegangen war, nahm ich den Weg unter die Füsse und wanderte nach Zofingen. «Dort bist du hart an der Luzerner-Grenze, und wenn etwas Wichtiges passirt ist, so vernimmst du es dort aus der ersten Hand.» — Es war ein schöner Morgen; die ganze Gegend war so ruhig und still, wie immer. Die Leute gingen ins Holz oder tränkten das Vieh. Kein Mensch hätte geglaubt, dass wenige Stunden von da ein blutiger Kampf gekämpft werde. Unter allerlei Gedanken wanderte ich durch Aarburg, das noch in gewohntem stillem Frieden sich von der Sonne anscheinen liess. —

Als ich aber zum Städtchen Zofingen kam, das damals noch nicht daran dachte, Bundesstadt zu werden, sah es aus, als wenn eine Schaar Knaben in einem Hornusi-Nest herumgestüpft hätte. Von der Luzerner-Seite her sprengten und liefen die Leute wie gehagelt in das Städtchen hinein.



Pfarrer Knecht.

«Was ist denn los?» fragte ich. «Der Luzerner-Landsturm rückt an und will Zofingen wegnehmen», riefen die Leute. «Wollt Ihr denn mit Teufels Gewalt Euch unglücklich machen», schrie ein anderer mir zu, als ich weiter gegen Reiden wandern wollte; «auf der Stelle kehrt um, in einer Viertelstunde sind sie da.» Ich kehrte also um ins Städtchen, um den Regierungsstatthalter oder irgend ein anderes obrigkeitliches Haupt zu fragen, was für Nachrichten eingegangen. Allein Niemand wusste mir etwas zu sagen, als dass ein Bauer ins Städtchen gekommen sei, der berichtete, er habe von einem Luzerner erfahren, dass sein Nachbar ihm erzählt habe, bewaffnete Landstürmer hätten in der Gegend von Dagmarsellen sich gesammelt. Schon wollten wir wieder aufathmen, da sprengte ein Müller mit einem Charabänkli ins Städtchen. «Der Solothurner-Landsturm ist losgebrochen; viele tausend Gäuer und Schwarzbuben rücken an und wollen die Drahtbrücke bei Aarburg besetzen und den Luzernern zu Hülfe.» «Das ist nicht wahr», bemerkte ich; komme ich doch erst aus dem Solothurnerbiet und alles ist so ruhig wie im Säet oder beim Kartoffelsetzen.»

Ich hatte meine Friedenpredigt noch nicht geendet, so galoppirt ein Staffetenreiter auf einem schweissbedeckten Choli ins Städtchen. «He, guter Freund, ist's denn wahr, dass im Solothurnerbiet auch der Teufel los ist?» «Ja, leider nur zu wahr», seufzte der Husar; «im ganzen Gäu läuten sie Sturm.»

Ich wusste nicht mehr, ob ich ein Narr sei, oder die Leute.«Vor einer halben Stunde ist in Aarburg ja noch alles ruhig gewesen», tröstete ich den niedergeschlagenen Husaren. «Was vor einer halben Stunde gewesen, geht mich nichts an; das aber weiss ich, dass jetzt ganz Aarburg und Oftringen unter Waffen stehen und zu blutigem Widerstande gerüstet sind.»

Wie er das sagte, donnerte es von der Aarburger-Festung: Bum, Bum, Bum. «Da hört Ihr es nun selber; das ist das Zeichen mit der Lärmkanone von der Festung. Ihr würdet besser thun, nach Hause zu gehen, als uns im Aargau den Pletz zu machen. Die Aargauer werden sich muthig zu wehren wissen; machet, dass Ihr es auch könnet.»

Jetzt fing die Sache an, mir selber bedenklich zu werden. «Die würden doch bei Gott auf der Festung nicht schiessen, wenn alles just wäre», dachte ich; «auf jeden Fall ist jetzt zu Hause dein Ort; der Teufel ist ein Schelm und unverhofft kommt oft und heute mir, morgen dir.»

Also verliess ich beklommenen Herzens das todesmuthige Städtchen Zofingen, wo das Volksspiel bereits so gross geworden war, wie an einer Wiesener-Kilbe.

In Aarburg sah es aus, wie im Stecklikrieg Anno Vierzehne. Vor dem Städtchen stand ein Vorposten, der mich erst passiren liess, als er mich nach Namen und Heimat gefragt hatte, obschon ich seit mehr als 20 Jahren alle Woche durch das Städtchen wandere. Die Hauptgasse (bekanntlich gibt es in Aarburg nicht viel andere) war mit Bewaffneten angefüllt. Die meisten Waffen hatte man den nach Luzern Ausgezogenen mitgegeben und so hatten sich die Andern mit dem Rest bewaffnen müssen. Da gab es Sensenmänner mit graden und krummen Sensen, Mistgabelmänner und Heurupfermänner; einige verwegene Bürger hatten Hirschfänger an lange Stangen gebunden, woran sie sonst in Friedenszeiten das Garn zum Trocknen aufhängen. Commisgewehre von allen möglichen Calibern, Jagdflinten, Cadettengewehrle wurden geladen, oder geputzt, oder mit Feuersteinen versehen, oder etwa ein hundertjähri-

Pater Theodosius

ger Schuss mit einem Tirebouschen an einem Haselrüthle daraus herausgezogen.
Am fürchterlichsten sah es aber bei der Drahtbrücke und dem Aarenufer nach aus. Die Drahtbrücke war abgedeckt, und da stand eine ganze Schaar aufgestellt, einer hinter dem andern, wie die Enten, wenn sie sich besinnen, ob sie ins Wasser gehen wollen oder nicht. Alle schauten aber mit gestreckten Hälsen nach dem Born hinauf, wohin auch von Zeit zu Zeit einer seine Flinte abschoss.
«Gut, dass Ihr kommt; da kann uns doch einer Nachricht geben», redete mich ein Bewaffneter an, der einen ungeheuren Schleppsäbel an einem breiten Kuppel über seine wohlgenährten Glieder gespannt hatte. Es war ein lieber Freund, mit dem ich manche Halbe Vierunddreissiger ausgestochen hatte; allein ich erkannte ihn Anfangs nicht in seiner fürchterlichen Bewaffnung.
«Nachricht? Worüber?» fragte ich.
«Donnerwetter, wie könnt Ihr so ruhig sein, wenn in Eurem ganzen Land der Teufel los ist.»
«Nun, was ist denn?»
«Ja, was ist denn? schaut da hinauf auf den Born; die ganze Höhe ist ja von bewaffnetem Landsturm besetzt. Das Städtli wär schon lange kaput, wenn wir nicht zeitig die Drahtbrücke abgedeckt hätten.»
«Hol mich der Henker; aber ich sehe nichts.»
«So schaut denn dorthin; zwischen den Stauden sieht man ganz deutlich die weissen Bandeliere.»
«Aber das sind ja Plätze von weissen Baumrinden, die zwischen den Bäumen hervorgucken.»
«Ja, und die Bajonette, die man dort hervorstrecken sieht?»
«Sind ganz simple Hagstecken oder abgestandene Stauden.»
«Herr, der Augenblick ist zu ernst, um Spass zu machen. Die mit Aexten Bewaffneten, die da hinter den Haselstauden der Aare nachschleichen, he, sind das auch Baumrinden oder Bohnenstecken. He!»
«Das sind Holzer von Kappel, die ich ganz gut kenne, die landstürmlen nicht.»
Ich hatte ganz recht gesehen; aber das half Alles nichts; die guten Aarburger schauten nun einmal jede Tanne auf dem Born oben für einen Schwarzbuben und jede abgestandene Ruthe für ein Bajonett an. Und doch befand sich an dem Tage keine sterbliche Seele auf dem Born, als ein paar unschuldige Holzer, welche die Leute ohne es zu wissen, so ergelstert hatten. Alles Reden war umsonst, und wenn man mich nicht so gut gekannt hätte, weiss Gott, man hätte auch in mir einen Spion und Schwarzbuben gesehen.
Aber alles Schiessen und Hopen nützte nichts; die Belagerer wichen keinen Schritt und standen bolzgerade auf dem Born wie vorher. Da schossen sie von der Festung herunter ein Paar scharfe Kanonenschüsse auf die Aare, damit die Kugeln, wenn sie im Wasser so recht spritzten, die Schwarzbuben erschreckten; — und war das ein sehr schöner Zug von den edlen Herzen der Aarburger, dass sie ihren Feind lieber erschrecken als umbringen wollten.

Ich gab die Hoffnung auf, den Leuten den Nebel von den Augen zu nehmen und wanderte nun leichtern Herzens nach Olten. Allein, so leicht ging es doch nicht ab; denn an der Grenze bei der Closs hatten die vorsichtigen Aarburger einen starken Grenzposten aufgestellt mit dem Befehl, niemand hinein und hinaus zu lassen.
Zu Hause war alles so ruhig wie gewöhnlich. Als ich von den Gäuern und Schwarzbuben auf dem Born erzählte, hatte jeder seinen Spass daran und lief man schaarenweise nach Aarburg, um die Belagerung mitanzusehen.
Das ist die Geschichte von der Belagerung Aarburgs, die zwar nicht so merkwürdig geworden ist, als die Belagerung von Solothurn, aber doch einzig ist in ihrer Art.

Aarburg vor 60 Jahren

Manfred Byland

Was ein Aarburger zu berichten weiss

Unterlagen und Dokumente aus der damaligen Zeit stehen mir keine zur Verfügung. Ich schöpfe also aus der Erinnerung, die, glaube ich, so klar ist, als hätte sich alles erst gestern zugetragen.
Aarburg war für zeitgemässe Begriffe eine stattliche Gemeinde von rund 1700 Einwohnern. Zuzug und Wegzug waren gering. Jeder kannte jeden. Die Bevölkerung bildete eine grosse, nicht immer einige Familie. Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft ergänzten sich in bester Harmonie.
Vor 60 Jahren tobte der 1. Weltkrieg. Tiefgreifende Auswirkungen auf unser öffentliches und privates Leben waren vorhanden, so durch dauernde Anwesenheit von Truppen und äusserst scharfe Rationierung der Lebensmittel. Dieses Thema bleibe jedoch dahingestellt. In Erinnerung rufen möchte ich vor allem den Alltag, wie wir ihn damals als kleine aufgeweckte Knirpse erlebten. Markante, originelle Persönlichkeiten in ebenso origineller Umgebung, Aarburg in seiner damaligen Gestalt, seinem damaligen Leben und Treiben bilden den wesentlichen Inhalt meiner nachfolgenden Betrachtung.
Beginnen wir im «Städtli» (Altstadt). Auf den ersten Blick hat sich wenig verändert. Kehrten Leute zurück, die uns vor rund einem halben Jahrhundert verlassen haben, würden sie sich nach äusseren Kennzeichen sofort wieder zurechtfinden. Leben und Treiben, die Lebensbedingungen im weitesten Sinn, haben sich jedoch grundlegend verändert.
Ich denke an einen Werktag. Im Städtli herrscht geruhsamer Friede. — Vormittag — Hans Wacker pfeift diskret seine weibliche Kundschaft auf die Strasse, um aus einer grossen Brente (Bottich) seine Milch zu verteilen. Küfer Bohnenblust klempert vor der Weinhandlung Erni an einem leeren Fass herum, Miggel Hofer sägt und spaltet von Hand seinen «Bürgerknebel» (Bürgerholz), — vor vielen Häusern sah man sie damals noch, die Bürgerholzklafter —, aus einigen Kaminen steigen wohlriechende Räuchlein auf, denn die Hausfrauen haben ihre Holzkochherde (!) in Betrieb gesetzt, einige Kinder verweilen sich auf dem Bärenplatz, der Durchgangsstrasse, unter den schattigen Lindenbäumen des «Dänzli» bei Spielen der verschiedensten Art. Keine Gefahr, auch auf der Strasse nicht! — Autos waren damals noch die grosse Sensation! — Aus dem Engpass zwischen Pfarrhaus und alter Post ertönt helles Geklingel — ein Langholzwagen, gezogen von vier dampfenden Pferden, nebst dem stärksten als Vorspann, hält knarrend und langsam Einzug ins Städtli. Die Wagenräder aus hartem Holz mit massiven handgeschmiedeten Metallreifen versehen. Auf zwei Fahrgestellen ruhend ein paar wuchtige, sauber behauene Tannenstämme. — Die Pferde arbeiten schwer. Ihr Lederzeug ist ebenso angespannt wie die starken Muskeln der gestählten Körper. Jedes Pferd trägt ein prächtiges Messinggeschmeide und irgendwo sind einige kleine Glocken befestigt, die lebendig und hell jeden harten Tritt des Gespanns verkünden. Am Städtli-Brunnen wird eingeschwenkt. Kaltes, reines Quellwasser ist eine Wohltat für Fuhrleute und Pferde. Es riecht nach Ross und Tannenharz! Jedesmal ein Fest für uns Buben und Mädchen! — Einige Knaller mit der Geissel und weiter geht's. Ziel ist die Oltener Säge in der Klos am Eingang der Stadt. Langholzwagen waren damals wohl die eindrück-